



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

inniges Klagen bei Kreisler so gut mit einander abwechseln wie in Schumanns „Kreisleriana.“

Wir kennen heute Hoffmann fast nur noch als Dichter; aber als junger Mann war er nicht weniger berühmt als Zeichner, besonders als geistvoller Karikaturenzeichner, und berühmter noch als Komponist. Der Musik hat er sich in seinen besten Jahren, zwischen dem fünfundzwanzigsten und dem fünfunddreißigsten mit hingebendem Eifer gewidmet; noch gegen Ende dieser Zeit, als er in drückenden Sorgen steckte, hat er einmal geäußert: „Zum Musiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner frühesten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir innewohnende Genius der Musik kann mich aus meiner Misere reißen.“ Als früheste Komposition hat sich eine kirchliche Ouvertüre des fünfundzwanzigjährigen erhalten, der Ellinger Sicherheit in der musikalischen Form, Eigenart und Wirkungskraft zuschreibt; nicht viel jünger sind eine Sinfonie und zwei Klavierfonaten, die mehrfach an Mozart erinnern sollen. In Warschau hat Hoffmann Musik zu Zacharias Werners „Krug an der Ostsee“ und zwei Opern: „Liebe und Eifersucht“ und „Der Kanonikus von Mailand“ geschrieben, endlich eine Messe in D-moll, in Bamberg, wo er kurze Zeit Musikdirektor am Theater war, wieder zwei Klavierfonaten, nun nach Beethovenschem Vorbild, ein Quintett und eine Reihe kleinerer Kirchenkompositionen. Beklagenswert scheint der Verlust seiner Musik zur Genovesa des Malers Müller zu sein; seine beste Oper aber, die „Undine,“ ist erhalten. Nach Ellingers Urteil steht sie weit über Lorzings Oper, abgesehen von den komischen Episoden, die Lorzing eingefügt hat, und für die Hoffmanns Oper keine Vergleichungspunkte bietet. Wenn Hoffmann, wie Ellinger bestimmt behauptet, auch als Komponist Anspruch hat, für uns mehr als ein bloßer Name zu sein, so wäre die „Undine“ gewiß das erste seiner Werke, das den Versuch einer Wiederaufführung lohnen würde.



Litteratur

Das Neue Testament. Übersetzt von Karl Weizsäcker. Sechste und siebente verbesserte Auflage. Freiburg und Leipzig, F. C. W. Mohr, 1894

Hoffentlich teilt kein Leser der Grenzboten den Standpunkt der jungen Dame, von der der Christliche Welt vor einiger Zeit erzählte, daß sie ihrer Freundin entsezt zugerufen habe: „Was, du liest in dem Weizsäcker, diesem ungläubigen Kritiker, der uns die Bibel zerstückt und zerpflückt?“ Aber ist nicht vielleicht die Befürchtung begründet, daß viele unsrer Leser dies Buch ebenso wenig kennen wie offenbar jene Dame? Jedenfalls beweist die Thatsache, daß es jetzt, ungefähr fünfzehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, in sechster und siebenter Auflage ausgegeben worden ist, was für manches andre Buch ein schöner Erfolg heißen würde, bei Weizäckers Neuem Testament, daß es noch viel zu wenig bekannt ist. Soll sich dieses Buch, das jeder Theologe neben seinem Urtext braucht, nicht auch bei denen einbürgern, für die es recht eigentlich bestimmt ist, bei der großen Zahl unsrer

Gebildeten, die sich nicht an den Grundtext halten können, und die doch so viel Interesse an ihrem Christenglauben haben, daß sie von dessen Haupturkunde eine möglichst getreue deutsche Wiedergabe in der Hand haben möchten? Daß dabei Weizsäcker selbst am wenigsten daran denkt, Luthers wunderbares durch die Jahrhunderte geheiligtes Werk als Erbauungswerk ersetzen zu wollen, das zeigen die schönen Worte, mit denen er seine Einleitung beginnt.

Das Ziel, das sich der Übersetzer gestellt hat, ist kein anderes als: seinem Volke das Neue Testament in einer Form zu geben, die jeden Wortbegriff, jede Stilform, jede Eigenart des Grundtextes so treffend wie möglich in unsrer Sprache wiedergibt. Wie er diese Aufgabe zu lösen verstanden hat, darüber haben wir nicht mehr zu urteilen; jeder, der das Buch gebraucht, kennt seinen Wert.

Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß auch die im vorigen Jahre erschienene neue Auflage zeigt, wie der Übersetzer unermüdlich zu verbessern bestrebt ist, wo noch verbessert werden kann. Nicht weniger als achtundachtzig Stellen sind nach wiederholter Prüfung geändert worden, das meiste davon sind freilich Kleinigkeiten, doch beweisen gerade sie die peinliche Genauigkeit, mit der Weizsäcker verfährt.

Im Anschluß an diese Änderungen seien hier ein paar Wünsche ausgesprochen. Die gebräuchliche Genetivform Jesu, die nun ganz konsequent in Jesus' umgewandelt worden ist, fand sich noch einmal in der fünften Auflage. Man sieht daraus, daß dem Übersetzer selbst das Jesus' und Christus' nicht das natürliche ist. Weshalb denn nicht das alte Jesu Christi (oder allenfalls Jesu des Christus) beibehalten, das jedem Menschen geläufig und grammatisch gewiß nicht schlechter ist als der unaussprechliche Apostroph! Ferner hat Weizsäcker bei der Schreibung der Eigennamen konsequenter zu sein gesucht, doch ist nicht klar, nach welchen Grundsätzen er dabei verfahren ist. Statt Phönikia hat er jetzt Phoinike geschrieben. Dies entspricht z. B. dem unverändert aus dem Griechischen übernommenen Kypros. Weshalb dann aber nicht auch Phoinix (Apostelgesch. 27, 12), weshalb nicht auch Antiocheia statt Antiochia (einmal auch Antiochien: Apostelgesch. 18, 22)? Die Personennamen sind ja übrigens alle in der lateinischen Form gegeben. Schließlich sind wohl auch in den Stellen: *τὴν Φρυγίαν καὶ Γαλατικὴν χώραν* (Apostelgesch. 16, 6) und: *τὴν Γαλατικὴν χώραν καὶ Φρυγίαν* (Apostelgesch. 18, 23) die Namen alle adjektivisch zu fassen, so wie sie Weizsäcker in der ersten Stelle giebt, die er geändert hat.

Mehr als diese Kleinigkeiten liegt uns freilich der Wunsch am Herzen, daß ganz im allgemeinen bei einer neuen Ausgabe, die sich hoffentlich bald wieder nötig machen wird, neben der einen Übersetzungsregel: den Sinn des fremden Textes genau wiederzugeben, die andre noch etwas mehr beachtet werde: auch wirklich reines Deutsch zu geben. Ein Satz wie: „Es heißt in allewege für euch schon: herunterkommen, daß ihr Klagen unter einander habt“ (1. Kor. 6, 7) ist doch einfach nicht zu verstehen. Der Wahl eines neuen Ausdrucks bedürfte es dann vielleicht sachlich auch bei Wörtern wie „Heilige“ für *ἅγιοι* und „weissagen“ für *προφητεύειν*, da wir doch thatsächlich jetzt andre Begriffe mit diesen Ausdrücken verbinden.

Nicht recht möglich scheinen uns endlich Wendungen wie: zur Gottesfurcht halten (*σεβέσθαι*), abgeschätzt werden (für: gering geschätzt werden, *εἰς οὐδὲν λογισθῆναι*), aus euer selbst Mitte, (*ἐξ ὑμῶν αὐτῶν*), bereinigen (?) (für: zum Austrag bringen, *ἐπιλύειν*), und entworden (sehr genau, aber kühn für *ἀπογενόμενοι*).

Das Rāmāyana und die Rāmälitteratur der Inder. Eine litteraturgeschichtliche Skizze von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlags- handlung, 1894

Der Verfasser, der durch seine Goethebiographie, seine Schriften über Lessing und den niederländischen Dichter Jost van den Vondel als einer der streitbarsten unter den Schriftstellern der Gesellschaft Jesu bekannt ist, die die Geschichte und Litteraturgeschichte im ultramontanen Sinne umzubilden und umzuschreiben trachten, giebt in dem Buche über das indische Rāmāyanaepos eine dankenswerte Studie von objektiverem Gehalt. Der sichtliche Vorzug, den er dem Rāmāyana vor dem Mahābhārata giebt, läßt deutlich genug erkennen, daß er dem Gedicht, in dem nach seiner eignen Aussage „nicht so sehr ein Geist klarer Einsicht und kraftvoll männlichen Willens, sondern ein Geist dunkel unbestimmten Gefühls und stiller, geduldiger Ergebung“ vorherrscht, entschieden näher steht als dem heldenhaftern und weiltfreudigem ältern Epos der Inder. Er meint, daß das Mahābhārata allerdings den Vorzug habe, daß es die größere Masse alter Sagen, Dichtungen und Überlieferungen verschiedener Zeiten in sich schließe, „das Rāmāyana aber ist kunstvoller abgerundet, hat fruchtbarer auf die spätere Litteratur eingewirkt und ist als Ganzes auch vollstümlicher geworden.“ Und am Schlusse seiner Schrift betont er, daß es nicht nur gedruckt und von einzelnen gelesen werde, wie die europäischen Bücher, nein, es werde auch noch wie vor zwei Jahrtausenden durch mündliche Überlieferung weitergepflanzt, von volkstümlichen Rhapsoden vorgelesen, hergesagt, gesungen, gespielt, in großartigen Volksaufzügen dargestellt. Und da es nun unter allen Umständen gewiß ist, daß sich aus den beiden großen Epen und den ihnen entstammten poetischen Erzählungen und volkstümlichen Schauspielen die beste Kenntnis des indischen Lebens und des indischen Volkscharakters gewinnen läßt, da die beinahe wüste Mythologie und krause Phantastik des Ramaepos namentlich das brahmanische Zeitalter der indischen Kultur spiegelt und vergegenwärtigt, die ausgedehnte Dichtung selbst aber nur wenigen zugänglich ist, so reicht Baumgartners lebendige, mit zahlreichen (wenn auch gelegentlich etwas tendenziös gewählten) Proben durchsetzte Skizze jedenfalls hin, an die Stelle eines bloßen Wortschalls den Anfang eines Begriffs von dem Inhalt, der Eigenart und der Bedeutung des großen indischen Gedichts zu geben.

Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen von Richard Hodermann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1894

Die vorliegende Schrift bildet den neunten Band in der Reihe von Schriften, die der Bonner (früher Jenaer) Litterarhistoriker Bernhard Litzmann herausgiebt, und gründet sich gleich den andern auf aktenmäßiges, zum größten Teil seither unbekanntes Material. Wenn es an sich eine erschreckende und unentschuld bare Gründlichkeit wäre, der Geschichte eines kleinen Hoftheaters in einem Lustrum ein ganzes Buch zu widmen, so liegt die Sache hier anders, es handelt sich um das Hoftheater, das unter Eckhofs und Reichards Leitung stehend, unter völlig neuen Verhältnissen der Litteratur und der Bühne, mitten in der Sturm- und Drangperiode, zuerst den Gedanken einer wesentlich nach künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten Bühne verwirklichte. Seine kurze Dauer läßt Bedeutung, Leistungen und Mängel leichter erkennen, als eine über Jahrzehnte hinweg zu erstreckende Betrachtung. Der Gegensatz zwischen dem frühern Enthusiasmus, mit dem ein solches Unternehmen begrüßt und begonnen wird, und der nüchternen Übermüdung,

die sich im Lauf der Tage und der Dinge einstellt, war bei dem Gothaer Hoftheater viel enger aneinandergedrängt als anderswo. Anfänglich war nur Konrad Eckhof, der Altmeister der Schauspielkunst, der hier seine letzten Jahre verbrachte und nach langen Komödiantenfahrten hier eine Thätigkeit fand, die den Idealen entsprach, die er gleichsam durch alle Wetter des rauhen Frühlings der deutschen Bühne getragen und bewahrt hatte, die Seele der Gothaer Unternehmung gewesen. Nach seinem Tode (16. Juni 1778) zeigte sich H. A. D. Reichard, der nunmehrige alleinige „Oberdirektor,“ der an sich schwierigen Aufgabe (nicht nur Gotha hatte sich „verausgabt“ an Gastfreundschaft und Kunstschwärmerei, sondern auch der fürstliche Begründer und Beschützer Herzog Ernst II. hatte Lust und Laune an der Sache verloren) in keiner Weise gewachsen, und so mußte es noch als ein besondres Glück erachtet werden, daß es gelang, einen Teil der vorzüglichsten in Gotha vereinigten, durch Freundschaft verbundenen, künstlerisch zusammengespielten Darstellerkräfte gemeinsam nach dem neubegründeten Mannheimer „Nationaltheater“ hinüberzuführen. Das Verdienst davon gebührte übrigens nicht H. A. D. Reichard, sondern dem Dichter Fr. Wilhelm Gotter, der wohl in jeder Beziehung der geeigneteren Mann für die Leitung des Gothaer Versuchs gewesen wäre.

Schleiermacher und die Romantik. Von Dr. Otto Kirn, Professor der Theologie in Basel. Basel, R. Reich, 1895

Dieser geistvolle und durch außerordentliche Klarheit und Rundung der Form ausgezeichnete Vortrag geht von einer gedrängten, aber meisterhaften Charakteristik der deutschen Romantik aus, schildert Schleiermachers Verhältnisse zu der jungen romantischen Schule und namentlich zu Friedrich Schlegel und stellt als das Hauptergebnis der Beziehungen zwischen dem Theologen und der Romantik Schleiermachers „Reden über die Religion“ von 1799 dar. Kirn kritisiert die Mängel dieses immerhin unsterblichen Werkes eingehend, scharf und überzeugend: „Der Mensch, den Schleiermachers romantische Religionstheorie ins Auge faßt, ist nicht der ganze Mensch. Die Religion, die er beschreibt, ist auch nicht die ganze Religion.“ Aber trotz dieser Kritik bleiben dem Verfasser die Reden über die Religion „ein epochemachendes und wirklich bedeutendes Buch; bedeutend als ein Versuch, in dem neuen Lebensideal auch der Religion ihre Stelle zu sichern; bedeutend als das Denkmal einer Persönlichkeit, die es wagt, zugleich gebildet und fromm zu sein; bedeutend in der kühnen Energie, mit der der einmal betretene, ob schon einseitige Weg bis zum Ende verfolgt wird.“ Der Vortrag betont ausführlich, daß Schleiermacher der Wahrheit nahe gekommen sei, wenn er Gefühl und Anschauung für das Wesentliche der Religion erklärt habe. „Noch heute gilt es, gegenüber einem falschen Intellektualismus daran festzuhalten, daß die Religion nicht ein Stück des allgemeinen Wissens, sondern ein Element unsers persönlichen Lebens ist, dessen Tiefe und Fülle durch keine Verstandesbegriffe erschöpft wird. Aber auch darin lag etwas Wichtiges, daß Schleiermacher dem Gefühl die Anschauung als zweites Element des religiösen Lebens zur Seite stellte.“ Unumwunden räumt nach alledem Kirn ein, daß auch die Theologie der Romantik für die tiefsten Anfänge der religiösen Psychologie verpflichtet sei. Kirns Vortrag gehört zu den verdienstlichen Schriften, die dem landesüblichen Zerrbild der romantischen Bewegung und Entwicklung kräftig Widerpart halten, und wenn sich die Gebildeten unsrer Tage nicht mehr zum Lesen von Schleiermachers Buch aufzuraffen vermögen, dann sollten sie wenigstens diesen Vortrag nicht ungelesen lassen.

Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert nach Christus. Von Guido List. Zwei Bände. Leipzig, Litterarische Anstalt (August Schulze), 1895

Es steht übel um den deutschen Roman, insofern er in die Periode der bloßen Experimente eingetreten ist. Statt eines Stückes Leben, das dem Dichter ans Herz gewachsen ist, statt der Wiederpieglung vergangner Dinge zur Deutung des Lebens und des Menschen überhaupt trachtet die jüngste archäologische Poesie nach schattenhafter Vorführung von Zuständen und Begebenheiten, die für uns höchstens noch ein wissenschaftliches, kein poetisches Interesse mehr einschließen. Von Alexandria und Byzanz bis Thule giebt es keine Landschaft und von den Tagen der Perserkriege und des Alexanderzugs nach Indien bis zu denen des schwarzen Todes und der Geißler keine Zeit mehr, die nicht zum Hintergrunde eines Romans gebient hätte. Je abnormer, verworrenere, unserm eignen Handeln, Fühlen und Meinem ferner die Stoffe sind, je unerläßlicher sie wissenschaftlicher Anmerkungen und Erläuterungen bedürfen, um so mehr erhalten sie den Vorzug. Die lebendige Anschauung und Gestaltungskraft, mit der der Meister des deutschen historischen Romans, Wilibald Alexis, gerade die Elemente, Charaktertypen und Züge der historischen Vergangenheit ergreift und gestaltet, von denen sich geheime Fäden zu unsrer Phantasie und zu unsrer Seele herüberspinnen, begegnet uns nur noch ganz vereinzelt. Die eigentlichen Vorbilder des neuern historischen Romans sind F. V. Schefffel, K. Ferd. Meyer und Felix Dahn. Und wenn sich gegen die ersten beiden nur erinnern läßt, daß ihre Erzählungskunst hart auf der Grenze hingeht, wo die echt schöpferische Thätigkeit in Reflexion und Manier umschlägt und die Überfülle des Materials die belebende Kraft schwächt, so sind doch schwächern Naturen und Talenten diese Vorbilder gefährlich. Der vorliegende Roman „Pipara,“ eine Geschichte aus den Tagen des Imperators Gallienus und des Verfalls des Römerreichs, erscheint gleichermaßen von Schefffel und von Dahn beeinflusst. Während an Dahn die mannichfache Anlehnung an Bild und Ton der Heldensage, die stark pretiöse Art gewisser Schilderungen und Redewendungen erinnert, verrät sich die Einwirkung Schefffels in dem halb humoristischen Tone einzelner Teile des Vortrags und dem ironischen Dreinsprechen des Verfassers. Ja diese Besonderheit ist zuzeiten so stark, die Durchsetzung der Erzählung aus dem dritten Jahrhundert nach Christus mit modernem Witz und neuestem Überlegenheitsbewußtsein so auffällig, daß der Gedanke entstehen kann, das Ganze solle eine Parodie dieser Art von Romanen, eine Satire auf Schefffel, Dahn, Ebers sein, wie Hauffs „Mann im Mond“ eine auf Claren war. Doch dafür ist's nicht karikiert genug, wenn es auch höchst bezeichnend für das Manieristische dieser ganzen Art von Darstellungen bleibt, daß man überhaupt auf einen solchen Einfall geraten kann. Die Erfindung und Charakteristik, namentlich auch des Niedergangs in den römischen Menschen der geschilderten Verfallzeit und viele Einzelheiten sind gar nicht übel, und wir wollen dem Verfasser wünschen, daß er sein Talent an einem glücklicheren Stoffe und in selbständigem Vortragston erweisen möge.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig